

die Gleichschaltung der evangelischen Kirche in einer „Reichskirche“ sowie die Entstehung der „Bekennenden Kirche“ geschildert. Die Beschreibung der Situation der katholischen Kirche unter dem NS-Regime, welche um das Reichskonkordat und die staatlicherseits versuchte Verdrängung aus der Öffentlichkeit kreist, macht auf Gemeinsamkeiten mit der evangelischen Kirche ebenso aufmerksam, wie sie die fundamentalen Unterschiede herausstellt: Die katholische Kirche konnte aufgrund ihrer weltkirchlichen Verfasstheit ihre innere Geschlossenheit wahren, welche durch Angriffe von außen nur noch verstärkt wurde, und bot durch ihr „festgefügte[s] Lehrsystem keinen Spielraum für derart massive Irrlehren [...], wie sie im dogmatisch weniger fixierten Protestantismus auftraten“ (881). Wenige Ausnahmen von dieser Regel werden kurz vorgestellt (885). Der Beschreibung der „[i]nstitutionelle[n] Zersplitterung der evangelischen Kirche“ sowie der Situation der Kirche unter dem NS-Regime insgesamt sind zwei eigene Passagen gewidmet. Ein schonungsloser Abschnitt über „Evangelische Kirche und Judenverfolgung“ schließt den Paragrafen und das ganze Werk ab. Obwohl hier im Hinblick auf die planmäßige Vernichtung des europäischen Judentums auch vom Versagen der katholischen Kirche die Rede ist und der letzte Unterabschnitt mit „Moralische Katastrophe der Christenheit“ überschrieben ist, hat der Verf. doch in der Hauptüberschrift nur die evangelische Kirche genannt, wohl, um nicht durch die Erwähnung der anderen großen Konfession die Verstrickung der eigenen Kirche zu minimieren. Der Abschnitt schließt mit dem Hinweis auf den Schriftsteller und Kirchenlieder-Dichter John

Klepper, der sich 1942 zusammen mit seiner jüdischen Frau und der Stieftochter durch Suizid der bevorstehenden Deportation entzog. Die vom Autor selbst gezeigte zeitliche Grenze hat es nicht zugelassen, ein versöhnlicheres Ende zu finden. Das ist ehrlich und entspricht dem Vorangehenden.

Insgesamt finde ich die darstellerischen und didaktischen Vorzüge bestätigt, die ich für den ersten Band des Werkes herausgestellt habe. Allerdings ist meine im Hinblick auf den ersten Band geäußerte Auffassung, dass es sich bei diesem „opus magnum“ zugleich um eine umfassende Theologiegeschichte handle und dass dieser Tatsache im Titel Rechnung zu tragen sei, im Einverständnis mit dem Verf. (vgl. S. V) zumindest für den zweiten Band zu revidieren. Die vorwiegend evangelische und eurozentrische Perspektive, die sich aus der Fülle des Materials durchaus rechtfertigen lässt, sollte der Darstellung nicht zum Vorwurf gemacht werden. Eine ausgeglichene Berücksichtigung der übrigen christlichen Konfessionen wie der weltweiten Situation der christlichen Kirchen hätte eine andere Anlage des zweiten Bandes erfordert. Die Tatsache, dass dies – legitimer Weise – nicht geschehen ist, macht das Desiderat einer alle christlichen Konfessionen in gleicher Weise umfassenden und dennoch handlichen Kirchen-, Dogmen- und Theologiegeschichte um so dringender. Das vorliegende Werk kann allen, die solide Grundinformationen über Geschichte, Lehre und Frömmigkeit der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen suchen – und dazu gehören, so hoffe ich, auch katholische Leserinnen und Leser – wärmstens empfohlen werden.

Freiburg i.Br.

Peter Walter

Alte Kirche

Hübner, Reinhard M.: *Der paradox Eine. Antignostischer Monarchianismus im zweiten Jahrhundert* (= Supplements to *Vigiliae Christianae* 50), Leiden (Brill) 1999, XVIII, 332 S., geb., ISBN 90-04-11576-5.

„Was vermag ein Argument gegen eine durch Jahrzehnte gewachsene und ungeprüft gebliebene Glaubensüberzeugung?“ Dieser Satz aus dem Vorwort des Buches (VIII) richtet sich gegen die „Glaubensüberzeugung“ der kirchenhistorischen

Forschung, die dem Ignatius von Antiochien zugeschriebenen Briefe (jedenfalls die sieben als „echt“ angesehenen) stammten tatsächlich von jenem Bischof, der nach dem Zeugnis Eusebs von Caesarea gegen Anfang des 2. Jh.s als Märtyrer starb. Der Vf. will also diese „Glaubensüberzeugung“ widerlegen, vor allem aber geht es ihm „um ein besseres historisches Verständnis des Phänomens der monarchianischen Theologie des 2. Jh.s“ (VII), also wiederum einer „Glaubensüberzeugung“, nämlich jener, „nach der in Jesus

Christus der einzige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, als Erlöser des Menschen auf Erden erschienen ist“ (VIII).

Das Vorwort („Prolegomena“) enthält bereits die wesentlichen Thesen, die in den thematischen Einzelstudien begründet und entfaltet werden: Der Verfasser der Ignatianen kannte die Theologie des Noët von Smyrna, die sich aus der Refutatio des Hippolyt erschließen läßt. Hier stößt man zum ersten Mal auf eine „Regula fidei“, und zwar in antignostischer Tendenz (IXf). Die Ignatianen, „pseudepigraphische Produkte eines unbekannt, wahrscheinlich im Raume Smyrna-Ephesus schreibenden großkirchlichen Autors“, sind, auch unter Berücksichtigung einer festzustellenden antivaleantinischen Tendenz, somit auf die Jahre 165–175 zu datieren (X). Mit dieser Datierung kann der Vf. an die ältere Forschung anschließen (XI). Bei Noët wie in den Ignatianen, bei Melito von Sardes wie bei den meisten Theologen des späten 2. Jh.s läßt sich eine monarchianische Theologie nachweisen, die erst seit Tertullian zum Problem und somit als sabellianisch und patripassianisch diskreditiert wurde. Erst dann konnte sich der Glaube an eine göttliche Dreiheit entfalten (XIV, XVII).

Im Beitrag „Melito von Sardes und Noët von Smyrna“ werden Noët und der als von ihm abhängig angesehene Melito als Kronzeugen für die Vorherrschaft des Monarchianismus benannt, ebenso Praxeas, der allenthalben (nur nicht bei Tertullian) viel Anhang fand. Eine Ausnahme bilden einzig die Apologeten, die die Gottesprädikate auf Vater und Sohn verteilten.

Der Beitrag „Die antignostische Glaubensregel des Noët von Smyrna“ wertet zuerst einmal Hippolyts Refutatio aus: Hippolyt referierte einen Text aus der Schule Noëts, zu dem sich eine Parallele in Melitos Paschahomilie finden läßt. So wird auch der noëtianische Text als Paschahomilie identifiziert. Er enthält eine Regula fidei, die Ähnlichkeiten mit solchen in den Ignatianen, den Acta Petri, auch bei Tertullian und Irenaeus hat. Hieraus wird eine kleinasiatische Tradition erschlossen, die monarchianisch geprägt und am Ende des 2. Jh.s weit verbreitet war und die erst im 3. Jh. durch Hippolyt und andere verkerzt wurde.

Mit dem Beitrag „Der antivaleantinische Charakter der Theologie des Noët von Smyrna“ wird eine weitere Argumentationskette eröffnet, die verdeutlichen soll, warum der Monarchianismus bzw.

die noëtianische Regula fidei weithin das Feld behauptete: Der Hauptgegner war die Gnosis bzw. der Valentinianismus, wo der wahre Gott und der Erlöser ja getrennt voneinander gesehen wurden. Hier wird eine Brücke zu Irenaeus geschlagen, der auf Noët zurückgegriffen habe, wie an der Verwendung von Baruch 3,36–38 gezeigt wird.

Der Beitrag „Die Ignatianen und Noët von Smyrna“ nimmt eigens die Datierungsfrage der Ignatianen in Angriff. An zwei Stellen (Eph 7,2 und Pol 3,2) wird vom Vf. eine Abhängigkeit von der Regula fidei Noëts festgestellt, die schon F. Chr. Baur behauptet hatte. In der Gotteslehre stehen die Ignatianen Melito, Irenaeus, Tertullian und den Acta Petri nahe; sie vertreten eine Theologie, die so vor dem Jahr 150 und im Blick auf die Aussagen vom leidenden und sterbenden Gott so vor dem Jahr 160/170 nicht zu finden ist. Damit schließt sich der Vf. an die schon von Robert Joly vorgeschlagene Datierung auf die Zeit um 160–170 an.

Der letzte Beitrag weitet noch einmal die Perspektive: „Ἐἰς θεὸς Ἰησοῦς Χριστός. Zum christlichen Gottesglauben im zweiten Jahrhundert – ein Versuch“. Mit dem im späten 2. Jh. vorherrschenden Monarchianismus, der sich nicht nur gegen die Heiden, sondern auch gegen die Gnostiker richtete, haben erst Tertullian und Origenes entscheidend gebrochen. Daraus ergibt sich, „daß die Trinitätslehre ursprünglich keineswegs, weder explizit noch implizit, den christlichen Glauben kennzeichnete, vielmehr als eine ‚Theologie im Werden‘ begriffen werden muß, deren erste Anfänge kaum vor ca. 150 n. Chr. anzusetzen sind“ (208). Im Laufe des 2. Jh.s wurde die Unterordnung Christi unter Gott durch den modalistischen Monarchianismus überholt. Entscheidend für die Annahme der Gottheit Jesu Christi war dabei das „soteriologische Argument“ (225). Erst mit Tertullians „una substantia – tres personae“ stand dann ein Begriffsapparat zur Verfügung, mit dem angemessen von der Dreiheit gesprochen werden konnte.

Diese Beiträge werden durch einen zusätzlichen angereichert, der von Markus Vinzent, dem eigentlichen Herausgeber dieser Einzelstudien seines Lehrers Reinhard Hübler, stammt: „Ich bin kein körperloses Geistwesen.“ Zum Verhältnis von κήρυγμα Πέτρου, ‚Doctrina Petri‘, διδασκαλία Πέτρου und IgnSm 3“. Vinzent erweist die in der lateinischen Übersetzung von „De Principiis“ erwähnte „Doctrina Petri“ als identisch mit dem

κλήρυγμα Πέτρου. Die daraus zitierte Sentenz „Ich bin kein körperloses Geistwesen“, eine außerkanonische Parallelüberlieferung zu Lk 24,36–39, findet sich auch bei anderen Autoren, darunter, in Auseinandersetzung mit Markion, bei Tertullian. Der Konnex mit den übrigen Beiträgen des Buches wird dadurch hergestellt, daß das Herrenwort auch im Smyrnaerbrief des „Ignatius“ zu finden ist. Wie die Ignatianen gegen die Valentinianer auf Noët zurückgriffen, so also gegen Markion auf die Doctrina Petri. Zugleich wurde der Monarchianismus gegen Markions Zwei-Götter-Lehre gesetzt, ebenso gegen den paganen Polytheismus. Wenn demnach die Doctrina Petri dem Verfasser der Ignatianen vorlag und diese um 170/180 entstanden ist, lassen sich entsprechende Folgerungen für die Datierung der Ignatianen ziehen.

Die in diesem Buch zusammengestellten und durch Nachträge und Ergänzungen erweiterten Beiträge Reinhard Hübners sind bis auf den vierten schon einmal in Zeitschriften abgedruckt worden. Hinzuweisen ist nicht nur auf die ausführlichen Register, sondern auch auf die in-struktive Bibliographie. Leider fehlt (aus urheberrechtlichen Gründen?) gerade der Aufsatz, der in der „Zeitschrift für Antikes Christentum“ eine Debatte um die Datierung der Ignatianen entfacht hat, die zeigt, daß es nicht nur um „Glaubensüberzeugungen“ geht (ZAC 1–3, 1997–1999). Die dortigen Beiträge von Andreas Lindemann, Georg Schöllgen, Mark Edwards und Hermann Josef Vogt verstärken den Eindruck, daß der Vergleich von wenigen, kurzen und im Gesamtcorpus der Ignatianen fast beiläufigen Textstücken mit anderen Quellen methodisch immerhin zu Rückfragen herausfordert. Warum bringt „Ignatius“ seine Programmatik derart unauffällig vor? Warum gehen er und auch Noët nicht wie Irenaeus offen zum Angriff über? Wer las die Ignatianen, Schriften eines Autors, der sich wie ein zweiter Paulus stilisierte und vielleicht besser gleich unter dem Deckmantel des Apostels denn unter dem eines längst der Vergessenheit anheim gefallenen Bischofs geschrieben hätte? Und ist sein Traditionsmaterial wirklich zwingend noëtianisch und nicht vielleicht auch neutestamentlich? Wo von Noëts Antithesen hat Hübner die Rede ist, fühlt man sich wenigstens formal an die Antithetik von 1Tim 3,16 erinnert. Daß, wie der Vf. wiederholt betont, am Anfang des Christentums keine Trinitätslehre stand, wird man kaum mehr mit Verve verteidigen müssen. Wer will es denn

noch unbefangen unternehmen, „die Schriften des zweiten Jahrhunderts auf den trinitarischen Glauben des vierten hin zu befragen“ (237)? Eher wäre zu fragen, ob nicht der Subordinationismus oder gar der unreflektierte Umgang mit triadischen Formeln viel eher die Norm war als ein ausgefeilter und gegen alle häretischen und paganen Anfechtungen schlüssiger Monarchianismus. Im übrigen soll der Anspruch nicht überlesen werden, daß hier nicht nur eine kirchengeschichtliche Korrektur beabsichtigt ist, sondern auch eine „theologische Neubewertung des christlichen Trinitätsglaubens“ erfolgen soll und sich somit „neue Perspektiven für das Gespräch mit den monotheistischen Religionen, und zuerst mit der jüdischen Ursprungsreligion des Christentums“ ergeben sollen (XVII). Die Behauptung, das Anliegen des Monarchianismus sei „mit der Definition von Nicaea im Grunde bestätigt worden“ (32) insinuiert die Normativität einer frühen theologischen Tradition, die schon bald im Sinne einer „Theologie im Werden“ (s.o.) als ungenügend aufgegeben worden ist. Sehr zu würdigen ist andererseits, daß Hübners Theorie in historischer Hinsicht in sich schlüssig erscheint und er im Blick auf die Datierung nicht nur falsifiziert, sondern zu erklären versucht, aus welchen Gründen es zur Fälschung kam. Das von Hübner mit Recht reflektierte allgemeine Unbehagen daran, daß „Ignatius“ manches erst später Selbstverständliche zu antizipieren scheint, findet hier eine Auflösung. Allerdings setzt diese Erklärung auch voraus, daß das Netz literarischer Kommunikation unter den christlichen Autoren des späten 2. Jh.s sehr eng geknüpft war und daß sich Phasen der Lehrbildung organisch auseinander entwickelten. Das Buch zeigt jedenfalls, daß sich bei kritischer Analyse der Quellen in der Patristik noch viel in Bewegung setzen läßt.

Kiel

Klaus Fitschen

Lechner, Thomas: *Ignatius adversus Valentinianos. Chronologische & theologiegeschichtliche Studien zu den Briefen des Ignatius von Antiochien* (= Supplements to Vigiliae Christianae 47), Leiden (Brill) 1999, XXVI, 370 S., geb., ISBN 90-04-11505-6.

Mit der bei Reinhard M. Hübner in München angefertigten Dissertation will der Verfasser erklärtermaßen die von seinem Lehrer vorgetragene „These zur